

Haben unsere Verschiedenheiten den Sinn einer Communio?

Bruno Chenu

Im Gedenken an den Prior von Tibhirine (Algerien), Christian de Chergé

Die Weltwerdung sollte die katholische Kirche eigentlich nicht überraschen. Es kam ja, wie Karl Rahner betonte, vor zwanzig Jahren auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil tatsächlich zu einer Bewußtwerdung und anfänglichen Verwirklichung einer rings um den Planeten gegenwärtigen Weltkirche (*World-Church*). Aber der Übergang von einer abendländischen Kirche zu einer Weltkirche ist so gewaltig, daß wir noch weit davon entfernt sind, alle Erfordernisse und Auswirkungen auf der Ebene des Denkens wie des alltäglichen Gemeindelebens abzuschätzen. Und doch wissen wir es: Der Übergang ist unwiderruflich. Er vollzieht sich vor unseren eigenen Augen.

Wir sind es immer noch gewohnt, die allgemeine Kirche als eine Ausdehnung der römischen Kirche mittels ihrer Missionstätigkeit aufzufassen, wobei dann die allgemeine Kirche nach dem Bild einer abendländischen Ortskirche entworfen wird. Nun entdecken wir mit einem gewissen Schrecken, daß jede Ortskirche ein Abbild der Weltkirche ist; sie ist wie diese ein Gemenge von Volkstümern und Kulturen, von eigenem religiösem Empfinden. Wir müssen nicht mehr die Welt durchlaufen, um das Problem der Flüchtlinge, der Einwanderer, der Armen und der Ausgeschlossenen zu entdecken: Unser Mikrokosmos ist ein getreuer Spiegel des Makrokosmos. Die Welt gibt sich ein Stelldichein in unserer Ortskirche. Die internationalen Probleme werden zu unserem täglichen Brot.

Mit einem Schlag wird unsere Vision von der Kirche als einer „pluralen Einheit“, einer „versöhnten Vielfalt“, einer „Communio in der Verschiedenheit“ durch die Wirklichkeit hart geprüft. Wie soll man allen diesen zentripetalen Kräften widerstehen, um als eine kohärente Kirche dazustehen? Wie soll man dem Anderssein sein Recht zubilligen, ohne Erfahrungen nebeneinander bestehen zu lassen, die schließlich nichts miteinander gemein haben? Wie soll man die Wahrheit des Christentums retten vor der Charybdis eines identitätsbeflissenen Rückzugs auf sich selbst und zugleich vor der Skylla eines pluralistischen Konformismus? Die Ekklesiologie der Communio, dieses neuen Allheilmittels der Theologie, muß die gesellschaftliche, kulturelle, religiöse und christliche Verschiedenheit, die die Menschen voneinander trennt, ja allzuoft auch zueinander in Gegensatz bringt, richtig einschätzen. Wie soll man die notwendige Einheit mit der unumgeharen Vielheit zusammenhalten?

Um auf diese quälende Frage erneut einzugehen, werden wir auf die Gedanken eines Märtyrers der jüngsten Zeit, des Priors von Tibhirine in Algerien, Christian de Chergé, zurückgreifen.¹ Sein ganzes Leben lang hat er sich über den Ort des Islam im Plan Gottes Gedanken gemacht, über die Weise, wie Gott „die Kinder des Islam“ wohl betrachten mag. Da wir über die Verschiedenheit nachdenken wollen, stellt uns Bruder Christian vor eine nach menschlichem Ermessen unüberbrückbare Verschiedenheit, die nämlich der Christen von den Muslimen im Rahmen eines monotheistischen Glaubens. Und dennoch wagt er diesbezüglich eine höchst provozierende Frage: „Haben unsere Verschiedenheiten etwa den Sinn einer Kommunion?“ Eine solche interreligiöse Betrachtung zu entfalten kann sich für uns, die wir uns an den ökumenischen Schwierigkeiten oder den kulturellen Fremdheiten stoßen, nur als fruchtbar erweisen. Der weiteste Abstand muß den geringsten Abstand bedenken helfen. Von den Gedanken des Priors von Tibhirine ausgehend, werden wir das christlich Einmalige besser erfassen.

1. Haben unsere Verschiedenheiten einen Sinn?

Das Wort „Sinn“ besitzt, im Französischen wenigstens, zwei mögliche Bedeutungen: Entweder heißt „Sinn“ eben „Bedeutung“, also ein einsehbarer Inhalt, oder er zeigt eine „Orientierung“ an, eine Richtung. Hat die Verschiedenheit einen Sinn wie im ersten Fall, so wirkt sie wie ein Sakrament: Sie verweist auf eine „umfassendere und verborgene Wirklichkeit“, eine unzugängliche, aber einzige und einzigartige Wirklichkeit, die die Kontraste zu verstehen erlaubt und sogar die Gegensätze, die wir in der erfaßten Wirklichkeit feststellen. Sollte Gott die Verschiedenheit benützen, um sich zu erkennen zu geben?

Im zweiten Fall (Sinn = Orientierung) wird die Verschiedenheit zur Einladung, sich auf den Weg zu machen, „sich selbst zu verlassen, um der Gefahr zu entgehen, daß man sich in die Verschiedenheit einschließt und nur noch der verschlossene Tempel eines Götzenbildes ist“. Die bewegende Kraft der drei monotheistischen Religionen ist die Berufung ihres Ahnherrn Abraham, der aufbrechen mußte, ohne zu wissen, wohin. Und führen nicht alle Wege „zur gleichen Gaststätte, dorthin, wo die Augen sich öffnen beim Brechen eines Brotes, das mit der Liebe zu den Vielen durchgeknetet wurde“?

Jesus achtete bei seinem irdischen Wirken auf alle jene, die nicht „wie die anderen“ waren. Seine Mitbürger sahen in ihm den Vertreter einer unerträglichen Verschiedenheit: Er macht sich „Gott gleich“ (Joh 5,18). Und doch maß er sich an, alle Kinder Gottes in dieser Verschiedenheit zu versammeln (Joh 17,21). Eine Versammlung, die die Vielfalt nicht tötet: „Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen.“ (Joh 14,2) Kirche sein heißt, ständig eingeladen sein, den Raum seines Herzens zu erweitern durch die Erkenntnis der Spuren des Heiligen Geistes. Mit seinem koranischen Wort bietet sich der Islam als eine Verschiedenheit an, die es zu erforschen gilt.

Gibt es nicht ein „Recht auf Verschiedenheit“? Die vielfache Verschiedenheit

„kann nicht gleichgültig lassen“. Sie macht es jedem Christen zur Aufgabe, „die Vielheit der Menschen als ebenso viele einzelne Brüder zu sehen, sie zu lieben bis hinein in die ursprüngliche Einheit eines jeden mit dem Herrn allen Lebens“.

Für Christian de Chergé bedeutet die Verschiedenheit eine grundlegende Eigentümlichkeit der Schöpfung. Der „mir gleiche“ Mensch ist verschieden. Und kein Fingerabdruck gleicht dem anderen. Die Genesis verkündet diese unbegrenzte Vielfalt der geschaffenen Welt durch die Häufung der Plurale: die Wasser, die Lichter, die Vögel, die Pflanzen usw.

Doch die Quelle dieser ganzen Vielfalt ist die Einzigkeit Gottes. Darin liegt die Verschiedenheit Gottes, daß er der *Einzig* ist. „Er hat keinen, der Ihm gleicht, keinen Ursprung, keinen Partner, keinen Teilhaber.“ „Gott allein ist der Alleinige. Nur Einer ist Gott!“ Wenn Christen und Muslime diese Einzigkeit auf unterschiedliche Weise verkünden, so liegt es an der gemeinsamen Unfähigkeit, Gott mit einem einzigen Blick zu umfassen, mehr aber noch darin, daß alle Verschiedenheit in Gott wurzelt. „Wenn man die Dinge unterschiedlich sieht, so heißt das nicht, daß man nicht dieselben Dinge sieht. (...) Wenn man von Gott verschieden spricht, bedeutet das nicht, daß man von einem anderen Gott spricht.“ Nicht zu schnell ein anderes Verständnis der göttlichen Verschiedenheit als das unsrige als gottlos abstempeln!

Gott allein ist allein, und er wollte ein Menschenwesen „als sein Abbild, ihm ähnlich“. Der Mensch ist also Abbild der Verschiedenheit Gottes. Er ist ein Wesen für sich und kann auf den Einzigen verweisen. „Die Gemeinschaft der Menschen kommt zur Erfüllung als Teilhabe an der Verschiedenheit, die ‚Gott‘ sagt.“ Es ist sehr wohl die Berufung des Menschen, inmitten einer geschwisterlichen Gemeinschaft die Herrlichkeit des einzigen Gottes zu verkünden.

Diese Worte des Priors von Tibhirine passen genau in die Bewegung des gegenwärtigen Denkens, für das das andere und das Verschiedene erstrangige intellektuelle und existentielle Kategorien geworden sind. Die Einswerdung der Welt durch die wirtschaftlichen, finanziellen und informatisierten „Stromkreise“ wird von einer Aufwertung des Partikularen begleitet, sei es kulturell oder spirituell. In einem ganz besonders prophetischen Artikel vom Januar 1968 hatte sich Michel de Certeau schon an die „Apologie der Verschiedenheit“² gewagt, und das im Namen des christlichen Geheimnisses. Denn er stellte mitten in der christlichen Gemeinschaft vielerlei Seinsweisen in den Beziehungen der Christen untereinander und mit Gott fest.

Trotzdem geben die Christen die Verschiedenheit nicht gerade frohen Herzens zu. Sie vernehmen bei dem Wort „Verschiedenheit“ oft „Spaltung“, „Bruch“, „seltsa-

Der Autor

Bruno Chenu, Assumptionist, 1942 geboren, lehrt seit 1972 an der katholischen theologischen Fakultät in Lyon. Von 1988 bis 1997 Chefredakteur für religiöse Fragen bei der Tageszeitung *La Croix* in Paris. Mitglied der ökumenischen Gruppe *Les Dombes* und der französischen Kommission *Justice et Paix*. Veröffentlichungen u.a.: *Dieu est noir* (1977); *L'Eglise au coeur* (1982); *Théologies chrétiennes des tiers mondes* (1987); *La trace d'un visage* (1992); *L'urgence prophétique* (1997). Anschrift: 10 rue François 1^{er}, 75008 Paris, Frankreich.

mes Benehmen“, wenn nicht gar „Sittenlosigkeit“ - alles unerträgliche Situationen in ihren Augen. Ein großer Teil der Geschichte der Kirche hatte darin bestanden, den anderen zu sich zurückzuführen. Das Neue unserer Zeit ist die Anerkennung des anderen als solchen und die Wertschätzung seiner Eigentümlichkeit. Die Herausforderung liegt darin, daß man die Furcht vor der verderblichen Verschiedenheit in Freude vor der bereichernden Verschiedenheit verwandelt.

Wie Christian de Chergé betonte, verhilft gerade eine Theologie der Schöpfung zu einer positiven Wertschätzung der Verschiedenheit. Der Schöpfer ist nach Gen 1 durch aufeinander folgende Trennungen vorgegangen, und der Mensch wird in seiner strukturellen Verschiedenheit von allen anderen Geschöpfen und in seiner Individualität erschaffen. In Adam und in Noach schließt Gott mit einer „pluralen Menschheit“ (Mgr. Claverie) einen Bund und bildet diese Menschheit durch sein Wort und seinen Geist. „Alle Menschen sind aus Lehm geformt, aus Staub ist der Mensch [Adam] gemacht. Die Weisheit des Herrn hat sie unterschieden und ihre Wege verschieden festgesetzt“ (Sir 33,10f). Wird die Ankunft des Ewigen Wortes im Fleisch das Ende der Pluralität zugunsten einer monolithischen Wahrheit bedeuten? „*Ein Gott, ein Volk, eine Kirche*“? Die derzeitige Arbeit am Neuen Testament hat im apostolischen Zeugnis die Vielfalt entdecken geholfen. Der Schriftkanon ist sicher ein festgelegter Bereich, ist aber auch weiträumig genug, um der Vielfalt der Ansichten, der Sprachfelder und der Situationen Raum zu geben. Die christliche Erfahrung quillt nicht aus einem gelehrt ausgearbeiteten Dogma, sondern aus der Begegnung mit einer Person, deren Prägung in der Geschichte auf verschiedene Weisen zum Vorschein kommt. Es gibt keine magische Formel, keine verpflichtende Norm, die es erforderte, die vier Evangelien in ein einziges zusammenzuschreiben. Matthäus und Markus trennen sich in ihrer Haltung dem jüdischen Gesetz gegenüber. Paulus (Röm 3,27) und Jakobus (2,24) sind nicht gleicher Meinung hinsichtlich der doch so wesentlichen Beziehung zwischen Glauben und Werken. Die Synoptiker und Johannes verlegen die Passion Christi nicht auf denselben Tag. Paulus mißt dem Erdenleben Jesu praktisch überhaupt keine Bedeutung bei. Die Eschatologie des Johannes hat mit der Eschatologie der Apokalypse nicht viel gemein. Man könnte die Liste noch verlängern. Der Kanon ist eine Art „Kanonisierung der Vielfalt des Christentums“ (James D.G. Dunn).

Wir sind uns auch der kulturellen, liturgischen, kanonischen und theologischen Vielfalt bewußt geworden, die die Kirchengeschichte durchzieht. Wir haben noch immer nicht genügend die Tragweite der Aussage des heiligen Irenäus bezüglich des Osterfestdatums erwogen: „Die Verschiedenheit des Fastens bestätigt die Übereinstimmung im Glauben.“³ Ein heiliger Augustinus kann sich die Kirche nur vorstellen in dem Gewand einer schillernden Vielfalt; die Sorge, zwischen den Verschiedenheiten Verbindungen zu flechten, überläßt er der Liebe. Wenn die Uniformität vor der christlichen Freiheit Vorrang gewinnt, darf doch nie vergessen werden, daß die bleibende liturgische Vielfalt immer mehr umfaßte als bloß ein Gemenge von Riten, nämlich eine bestimmte Vorstellung von Gott und der

Beziehung zu Gott, ein Angesicht Christi, eine Auffassung von Kirche.⁴ Und die katholische Kirche hatte immer auch einen Osten bei sich, selbst als sie sich auf ihren Westen polarisierte. Auf ihrem Weg durch die Geschichte ist die Kirche immer polyphon.

Natürlich sind der gastfreundlichen Aufnahme des Vielen und Vielfältigen in der Kirche Grenzen gesetzt. Die Achtung vor dem anderen darf die Sorge um die Wahrheit und den Anspruch auf Einheit nicht zum Schweigen bringen. Wir könnten von einer Hierarchie der Verschiedenheiten im kirchlichen Leben sprechen. Johann Adam Möhler hat im 19. Jahrhundert nur jene Verschiedenheit anerkannt, die sich in die kirchliche Polyphonie einfügt. Der Mißton schließt sich selbst aus. Denn die Gefahr einer Zersplitterung der Kirche ist keineswegs utopisch, auch das bezeugt die Geschichte. Darum ist das letzte Wort des Christen nicht „Verschiedenheit“, sondern „Zusammenhang“, „Harmonie“, mit einem Wort: *Communio*.

Haben unsere Verschiedenheiten den Sinn einer Communio?

2. Und der Sinn einer *Communio*?

Wir kehren wieder zu dem Artikel von Christian de Chergé zurück; da, wo wir ihn verlassen haben, wollen wir weiterdenken. Wir stellen fest, daß der Prior von Tibhirine nicht zögert, rundweg von Einheit zu sprechen. Die Einzigkeit Gottes ruft zugleich nach der Einheit der Menschen untereinander und nach der Vereinigung mit Gott. Für Jesus sind beide Rufe ein einziger Ruf. Und alle Monotheismen haben entdeckt, daß „die Religion des Einzigen eine Religion der Liebe“ ist.

Leider ist der Mensch für den Menschen zum Wolf geworden. Und die Menschheitsgeschichte erzählt eine endlose Litanei von Haß und Krieg, Religionskriege eingeschlossen. Die schwerste Verderbnis ist der Götzendienst, die Verneinung des Einzigen. Man muß gestehen, daß die christliche Gemeinschaft im Verlauf der Jahrhunderte nicht immer das unbestreitbare Zeugnis der Liebe zu geben wußte. Daher hat die Spaltung der Christen „als apologetisches Argument zugunsten der Echtheit des Korans gedient“.

Auf Einladung des Propheten Muhammad hin müssen also die Christen zurück zur Einheit, indem sie sich vollständig dem Einzigen Gott widmen. Darum bittet auch der alte Johannes: „Meine Kinder, hütet euch vor den Götzen!“ (1Joh 5,21). Und der Koran wünscht diesbezüglich sogar ein gemeinsames Wort: „O ihr Leute des Buches! Kommt zu einem gemeinsamen Wort zwischen uns und euch: Wir beten nur Gott an; wir stellen ihm nichts an die Seite; keiner unter uns gibt sich einen Herrn außer Gott.“ (3,64)

Wenn ein gemeinsames Wort möglich ist, so dieses: Gott will alle Menschen sammeln. Die drei Monotheismen sind Schöpfungen einer Gemeinschaft. Für die Christen ist die Kirche Antwort auf eine Berufung. Für die Muslime ist der Freitag der „Tag der Versammlung“. Und alle wollen die Versammlung der Erwählten am Ende der Zeit Vorbildern. Denn Gott „will, daß alle Menschen gerettet werden“ (1 Tim 2,4). In jeder großen Religion wirkt der Ehrgeiz, die gesamte Menschheit zu sammeln. So scheint also die von Gott gewollte Einheit sehr wohl „verschoben“ zu

sein. Wir haben keinen anderen Kraftquell, als in der Zeit der Hoffnung zu leben, indem wir versuchen, in derselben Richtung voranzugehen, „das Ziel vor Augen“ (Phil 3,14). In dieser gemeinsamen Richtung kann jeder Reichtum und Dynamik erfahren. Denn die gegenseitige Teilnahme an einer Hoffnung und der Gang in Richtung einer „stets größeren“ Wahrheit sind nicht zu verachten; sie schaffen echte Verbindungen.

Die Zielgemeinschaft, „die noch verborgene Einheit“, sollte zu gegenseitigem „spirituellen Anreiz“ antreiben „inmitten der anerkannten und angenommenen Verschiedenheit“. Und dieser werdenden *Communio* verleiht die Nächstenliebe Sichtbarkeit. Es geht nicht darum, die Verschiedenheit zu minimalisieren. Christian de Chergé wagt zu schreiben: „Man gefährdet die Einheit, wenn man diese Verschiedenheit verneint.“ Man darf sie aber auch nicht verabsolutieren. Die Unterschiede stammen aus der Einheit, haben ihren Ursprung in Gott. Denn Gott ist Beziehung im Heiligen Geist.

Letzten Endes „trägt der andere dazu bei, auf das Geheimnis zu verweisen, weil das, was er davon sagt, richtig klingt, auch wenn er sich ihm auf Wegen naht, die mit den unsrigen unvereinbar sind“. Das ist eine Einladung, die Verschiedenheit in das Geheimnis des Einen zurückzusetzen. In der Zusammenfassung aller Dinge in Christus weiß der Christ den Muslim anwesend. Der Muslim seinerseits will eine „Reglementierung der Verschiedenheiten“ mit den Leuten des Buches und sogar mit allen Menschen guten Willens. Es besteht also eine von Gott vorbereitete *Communio*, die über die menschlichen Kräfte hinausgeht; sie ist aus „vielen Wohnungen“ (Joh 14,2) gemacht. Es liegt in der Verantwortung der Menschen, schon jetzt die Zeichen dafür zu schaffen. „Es ist tatsächlich wichtig, daß im Heute der Menschen das zeichenhaft zum Ausdruck kommt, was zur ewigen Gegenwart Gottes gehört.“ Die Gemeinschaft der Heiligen ruft nach dem „gleichsam Sakramentalen eines vertrauensvollen Einvernehmens untereinander, und zwar von jetzt an.“ Alle Glaubenden finden sich wieder in einer Solidarität und einer Mitverantwortung im Dienst an der Gerechtigkeit und am Frieden. Aber auch am Gebet. „Dann wird man sich einer echten Gemeinschaft in der übernommenen Verschiedenheit erfreuen, einer polyphonen Feier unzähliger Wunder-taten und Erweise der Barmherzigkeit, wo der Einzige aller unserer Ähnlichkeiten seine unnachahmbare Spur hinterlassen hat.“ „Gott kann andere Zugangswege zu seinem Geheimnis öffnen, auf denen unsere Verschiedenheiten zum Ausdruck kommen könnten, und dies, ohne auf das Ende der Zeiten zu warten.“

Die Hoffnung, die Christian de Chergé in seiner Kühnheit vorlegt, kann uns vollkommen utopisch erscheinen. Immerhin kann sie uns zwingen, gewisse grundlegende christliche Überzeugungen neu zu bedenken, die für unser Kirche-sein heute erhellend sind: die Einheit der Menschheit in ihrem Ursprung und in ihrem Ziel, die durch das Neue Testament bezeugte Einheit, die Ekklesiologie der *Communio*. Da ein Recht auf Verschiedenheit besteht, gibt es auch ein Recht auf *Communio*.

Nichts ist traditioneller in der Lehre der katholischen Kirche als die Aussage von

der Einheit des Menschengeschlechts. Man muß aber die aktuelle Tragweite dieser Aussage ermessen. Darauf hat sich Johannes Paul II. eingelassen, wenn er über das Gewicht der Begegnung von Assisi (27. Oktober 1986)⁵ nachdenkt. Er betont nämlich dabei die radikale Einheit des Menschengeschlechts von seinem Ursprung her: Jeder Mensch ist nach dem Bild Gottes geschaffen, was auch die sozialen und kulturellen Gegebenheiten sein mögen; jeder Mensch gehört in den einzigen göttlichen Plan hinein. Und der Papst erklärt: „In bezug auf die Einheit sind die Verschiedenheiten weniger wichtig; die Einheit hingegen ist radikal, fundamental und entscheidend.“

Damit verbindet sich die päpstliche Aussage mit dem philosophischen Gedanken, daß die Verschiedenheit nur eine zweitrangige Wirklichkeit ist, die den Reichtum einer erstrangigen Einheit bezeugt. Die Verschiedenheit verweist immer auf eine ihr vorausliegende, tiefere Einheit. Die Mystiker denken nicht anders. Im Kontext des interreligiösen Dialogs sagt ein Thomas Merton: „Wir müssen unsere ursprüngliche Einheit wiederfinden. Wir müssen werden, was wir schon sind.“⁶ Und im Christentum verweist die Ursprungseinheit auf die Einheit des Zieles. Nach christlichem Glauben hat Gott nur ein Ziel: die Menschheit durch die Versöhnung aller Menschen in Christus zu retten, die Menschheit zu einem einzigen Christus zu machen. In dieser Sicht „gibt der Heilige Geist auf eine Gott bekannte Weise allen die Möglichkeit, dem Ostergeheimnis eingegliedert zu werden“⁷.

In bezug auf diese Einheitsordnung betrachtet Johannes Paul II. die aus menschlicher Sicht unübersteigbaren und von der Sünde gezeichneten Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten, „selbst die religiösen“, als etwas „Menschliches“, das überwunden werden muß. Man kann nicht mehr so tun, als ob sich Christus nicht „auf eine gewisse Weise mit jedem Menschen vereinigt“⁸ hätte.

Trotzdem ist die Kirche in Erscheinung getreten, indem sie ihre Verschiedenheit institutionalisierte, mit dem Judentum brach und interne Regulationsmechanismen aufstellte, die zum Ausschluß der Abwegigen führen konnten. Ist der Preis für die Einheit eine Einheitlichkeit? Wir müssen tatsächlich bekennen, mag es mit der genannten Vielfalt auch stehen wie es wolle, daß das Neue Testament eine Mitte hat: die Person Jesu, des Gekreuzigten und Auferstandenen und Spenders des Heiligen Geistes. Die unaufgebbare Herzmitte des Christentums und die unversiegbare Quelle seiner Einheit ist das Bekenntnis zum Oster- und Pfingsterreignis durch das Leben der Gläubigen. Der Schriftkanon ist auch die Kanonisierung der Einheit. Doch dieses eine Bekenntnis übersteigt immer die Worte, in denen es sich zu sagen versucht.

Die Christen bezeugen die Sendung des göttlichen Wortes und des Heiligen Geistes in der Geschichte. Auf diese Weise wollen sie dem einzigen Plan Gottes dienen, der alle Menschen angeht. Die Christen wollen nichts anderes nennen und benennen als die Wahrheit der Erfahrung des Menschseins in seiner Beziehung zur göttlichen Quelle. Ihre einzige Anmaßung besteht darin, das Kommen Gottes in die Zeit der Menschen etwas deutlicher aufzuzeigen und sich entsprechend zu verhalten. Für sie bleibt Jesus der Offenbarer der direkten Beziehung zu

Gott und der direkten Beziehung zwischen den Menschen. Und jeder kann bemerken, daß alles, was die Wahrheit des Menschen betrifft, leicht über die Schranken der Kulturen, Gesellschaften und Religionen hinausgreift. Es ist kein Zufall, daß gerade die Diktatoren die Nicht-Universalität der Menschenrechte beanspruchen. Alle Verfolgten „kennen“ am eigenen Leib die wesentlichen Inhalte der Menschenwürde.

Im christlichen Glauben „bestimmt die Mitte auch das Umfeld“⁹, wie James D.G. Dunn sich ausdrückt. Der Leib Christi kann nur mit seinen Begrenzungen ein solcher sein. Die Urkirche wird zum Schutz der Glaubenseinheit verschiedene Vermittlertypen fördern: Kurzformeln des Auferstehungsglaubens, eine Praxis des Austauschs und gegenseitiger Prüfung ohne Angst vor Polemik, Anerkennung echter Charismen, Schriftautorität, Tauf- und Eucharistiepraxis, Schaffung des apostolischen Dienstes. Später kommt es zu ausführlicheren Credo, zur Abhaltung von Konzilien, zur Ausarbeitung einer Glaubensüberlieferung und zur Anerkennung von Primatsitzen.

So wird sich die Kirche als *Communio* darbieten: vertikale *Communio* mit Gott, horizontale *Communio* der Gläubigen untereinander, universale *Communio* der Ortskirchen mit ihren dazu vorausgesetzten Diensten. Der Begriff der Gemeinschaft ist hier streng theologisch. Die Heilsgeschichte ist vollständig polarisiert durch die Gemeinschaft, denn Gott will eine Menschheit nach seinem Bild erwecken. Die Kirche wird deshalb zur Geschwisterlichkeit aufgefordert, weil sie berufen ist, irdisches Abbild der trinitarischen Gemeinschaft zu sein, Teilhabe am Leben Gottes selbst. Und diese Berufung wird gelebt in der bescheidensten Gemeinde, die Eucharistie feiert. Die Kirche macht gerade deshalb das Sakrament des Herrn gegenwärtig, um zu lernen und wieder zu erlernen, daß der Sinn des menschlichen Lebens Gemeinschaft und Dienst ist.

Doch die Tatsache, daß die *Communio* eine Gabe Gottes ist, bedeutet nicht, daß sie nicht auch eine Aufgabe der Menschen bedeutet, und das nicht allein innerhalb der Kirche, sondern auch hinsichtlich jedes Menschen guten Willens. Immer mangelt der Kirche der andere, da sie ja nur als Beziehung bestehen kann. Und nicht vorweg, um den anderen zu umgarnen, sondern um ihn in Kontakt mit der Personifizierung des Gottesreiches zu bringen, mit dem Erlöser Christus, ihn also zu einen. „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3,27f). Der christliche Glaube ist nicht die Verneinung der Verschiedenheiten, sondern ihre Relativierung in Hinsicht auf *Communio*. Die neue Schöpfung zeigt sich als geschwisterliche Liebe in Christus, der über den ethnischen und religiösen Unterschieden der alten Welt steht.

3. Herausforderung der Katholizität

Die Schöpfung des Vaters begründet die Verschiedenheit, das Ostern Christi geschieht, „um die versprengten Kinder Gottes wieder zu sammeln“ (Joh 11,52),

das Pfingsten des Heiligen Geistes aber erlaubt, Verschiedenheit und Gemeinschaft in eins zu denken.

Tatsächlich haben wir beim Pfingstereignis ein gutes Muster der jüdischen Diaspora mit dieser Liste von zwölf Völkern, der Lukas noch Rom hinzufügt. Das ist bereits die Ankündigung des Missionsprogramms zu „allen Völkern unter dem Himmel“ (Apg 2,5). Und das unerwartete Wunder besteht darin, daß jeder die Großtaten Gottes in seiner Muttersprache hört. Es wird nie die Aufgabe der Kirche sein, eine gemeinsame Sprache aufzuerlegen. Jede Kultur ist „Gottes fähig“, kann die einzige Offenbarung Gottes aufnehmen, „hören“. Die Sprachunterschiede sind nicht im Widerspruch zur Einheit der Botschaft: Es ist gerade die Sendung des Heiligen Geistes, daß jeder sich die Frohe Botschaft vom Heil aneignet und zugleich die Treue zum Inhalt bewahrt wird. Die Kirche wird zu Pfingsten in einer kommunizierenden Vielfalt und in einer pluralen Einheit geboren. Babel ist gestürzt.

Der Apostel Paulus achtet bei seiner Suche nach einer Metapher für die Aussage über die Kirche darauf, ein Bild zu finden, das Einheit und Vielfalt zugleich zum Ausdruck bringt. Das wird dann das Thema von der Kirche als „Leib Christi“ abgeben. Der Leib gibt die vitale Einheit einer Gemeinschaft zu verstehen, die sich aus einer Vielheit von Gliedern zusammensetzt. „Denn wie wir an dem einen Leib viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder denselben Dienst leisten, so sind wir, die vielen, *ein* Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören“ (Röm 12,4f). Jedes Glied hat seine Aufgabe und ist nicht austauschbar. Die Vielfalt der Charismen fügt sich jedoch in ein Einheitsprojekt: „So sollen wir alle zur Einheit im Glauben und in der Erkenntnis des Sohnes Gottes gelangen, damit wir zum vollkommenen Menschen werden und Christus in seiner vollendeten Gestalt darstellen“ (Eph 4,13). Von Christus empfängt der Leib seinen Zusammenhalt durch die Gelenke der Dienste. Der Heilige Geist aber gewährleistet die *Communio* in der Vielheit. Und das Vertrauen in den Heiligen Geist läßt im unterschiedenen anderen die wirksame Gnade Gottes erkennen. Die Verschiedenheit muß der Einheit als dem letzten Ziel dienen. Und man kann sagen, daß die Festigkeit des ganzen durch die kraftvollen Beiträge der einzelnen zustande kommt.

Wir stehen erneut vor der doppelten Regulierung der Vielfalt: Durch den Ursprung und durch das Ziel. Die Vielfalt bezeugt die Fruchtbarkeit der ursprünglichen Einheit; sie ist aber gänzlich ausgerichtet auf die Endversöhnung, eine Epiphanie der *Communio*. Die Kirche befindet sich in der Lage einer prophetischen Sakramentalität, wo sie das Zeichen einer revolutionären Gemeinschaft aufstellen muß, einer Gemeinschaft, in welcher der Fremde als ein Bruder aufgenommen wird und der Mächtige mit dem Armen am selben Tisch der Sünder sitzt.

Protestantische und katholische Theologen haben sich vor kurzen um die Frage gestritten: Soll man die Einheit der Kirche *durch* die Verschiedenheit schaffen oder *in* ihr? Oscar Cullmann hat, gerade auf die paulinischen Texte gestützt, die Variante des *durch* befürwortet. Er war der Ansicht, daß die verschiedenen

Haben unsere
Verschieden-
heiten den
Sinn einer
Communio?

Kirchen ihr je eigenes Charisma besäßen, das zu achten sei; man dürfe über eine friedliche Koexistenz der konfessionellen Einheiten nicht hinausgehen. Die katholische Antwort darauf bestand in der Bezweifelung der Verschiedenheit als einer Grundlage und einer Vollendung der Einheit. P. de Halleux schreibt: „Es ist sicher genauer, zu sagen, zwischen den beiden Polen des ‚Einen‘ und des ‚Verschiedenen‘ bestehe die unauflösbare Gegenseitigkeit einer dialektischen Beziehung, in der sie sich gegenseitig bedingen und im direkten Verhältnis zueinander wachsen oder sich vermindern.“¹⁰ Aber gerade darin besteht das christliche Paradox, daß die Einheit mit der Vielfalt wächst und die Vielfalt die Einheit verschönert.

Wir würden also sagen: Die aktuelle kirchliche Erfahrung ruft dazu auf, Verschiedenheit und Einheit, Unterschied und *Communio in Spannung* zueinander zu bringen. In der Geschichte wird die Spannung ständig reaktiviert durch das autoritäre Verhalten der einen und die vorzeitigen Initiativen der anderen. Wir müssen die Spannung aushalten als einen Weg zu tieferer Wahrheit. Wir müssen die Spannung fruchtbar machen um den Preis notwendiger Umkehr. Am Anfang erlebten die ersten Christen die gespannte Beziehung zur jüdischen Religion, und diese Spannung durchzieht noch heute unser Christsein. Gegenwärtig empfinden wir deutlich die kulturelle Spannung, die aus der Begegnung christlicher Gruppen verschiedener geographischer Herkunft entsteht. Die Anerkennung der Spannung drängt, sich neue Kommunikationsstrategien zwischen Individuen und zwischen Kollektiven auszudenken, ein „Mitschwingen“ mit den verschiedenen Erfahrungen zum Zweck eines gegenseitigen Aufrufs und einer gegenseitigen Prüfung.

Wir können in der *Communio* wirklich nur vorankommen, wenn wir die Kommunikation gründlich ins Werk setzen. Die Kirche kann sich nicht damit begnügen, Kirchesein und Ritzenschatz bloß nebeneinander bestehen zu lassen. Sie verabscheut die Verriegelungen, aus denen die Sekten entstehen. Das Pfingstfeuer schließt nicht im Haus ein, sondern reißt die Türen auf, schafft Verbindungen, will sich ausbreiten. Und wenn die Worte Schranken bleiben zwischen den Christen, dann müssen Gesten gefunden werden, Bewegungen und Musik, die Beziehung ermöglichen. Es ist aufschlußreich, was da auf der Ebene der Jugend bei den Weltjugendtagen und den Begegnungen in Taizé geschieht. Das Christsein wächst als Gabe aus einem Beziehungsgeflecht in dem Maße, wie es die Praxis des Doppelgebotes lebt, dieses Doppelbefehls in Hinsicht auf den anderen.

Im Grunde sind wir heute auf der Suche nach einer neuen Weise, das Katholische zum Ausdruck zu bringen. Verschiedene Gestaltungen folgten in der Geschichte aufeinander: Sorge um Rechtgläubigkeit, Gleichsetzung mit dem römischen Imperium, Sinn für die Weltmission. Am dringendsten ist heute eine Verstärkung des Dialogs, des Austauschs, der Fähigkeit zu interkulturellen Beziehungen. Voraussetzung für eine solche Strategie ist natürlich, daß alle Gesprächspartner als Subjekte, als gleichwertige Partner anerkannt werden, als Träger einer rechtmäßigen Inkulturation des Evangeliums. Und auch, daß jeder tief in sich ein Verlangen nach Gemeinschaft trägt, das ihm die Augen öffnet für das gleiche

Verlangen im anderen, auch wenn der Abstand der menschlichen und spirituellen Erfahrungen gewaltig sein sollte. Zum Leben in Kirche gehört immer auch, gewissermaßen auf die Beziehung zum anderen zu setzen: Ich wage zu glauben, daß mein so verschiedener Bruder auf seinem eigenen Weg vom selben Verlangen, von derselben Leidenschaft, vom selben Ziel bewegt wird: Anbetung des Gottes Jesu Christi und Dienst an den Geschwistern, Kommen des Reiches Gottes. Und schon ist es mir dank dem anderen gegeben, neue Dimensionen des christlichen Geheimnisses zu entdecken. Was wäre heute die christliche Theologie ohne das Entstehen der kontextuellen Theologien? Wir empfangen voneinander den Glauben, der uns nährt, weil wir auf die Geschwisterliebe gesetzt haben. Und die gegenseitige Anerkennung schafft im Christentum einen gegenseitigen Einschuß. Unablässig muß uns die Frage umtreiben: „Steckt in meiner Verschiedenheit ein Verlangen nach Gemeinschaft?“

Wir sind bei unserer Frage nach der Kirche von der Begegnung zwischen Christen und Muslimen ausgegangen; wir können daher kein besseres Schlußwort finden als die folgenden Sätze eines Muslims aus Algerien und Freundes der Mönche von Notre-Dame de l'Atlas: „Die Zeit verpflichtet uns heute, die Verschiedenheiten als Brücken zur Begegnung zu leben. Die Unterschiede ins Leben einbauen als ebensoviele Gelegenheiten zu geschwisterlicher Debatte, geschwisterlichem Dialog, ruhig, objektiv und respektvoll. Die Pluralität leben als einen unvergleichlichen Reichtum. Wir müssen erstaunen können vor dem Anteil am Geheimnis, das in einem jeden verborgen liegt. Wir müssen uns auch öffnen, um uns zu entdecken und anzubieten und also aufnahmebereit zu sein.“¹¹

¹ Veröffentlicht in: *La lettre de Ligugé*, 227 (1984), 5, 21-37; 228 (1984), 6, 25-42; wieder aufgenommen in: Ch. de Chergé, *L'invincible espérance*, Paris 1997, 109-116. Die nicht belegten Zitate im Artikel stammen aus diesem Text.

² *Etudes* (Jan. 1968) 81-105.

³ Eusebius von Caesarea, *Kirchengeschichte*, V,23,13.

⁴ Vgl. J.-M. Tillard, *Theologischer Pluralismus und Geheimnis der Kirche*, in: *CONCILIUM* 20 (1984) 57-67.

⁵ *Ansprache an die Kardinäle und die Kurie*, 22. Dezember 1986, in: D.C. 1933 (1987) 133-136.

⁶ *Journal d'Asie*, Oktober 1968, Paris 1991, 252.

⁷ *Gaudium et spes*, 22.

⁸ *Ebd.*

⁹ *Unity and Diversity in the New Testament*, Philadelphia 1977, 379.

¹⁰ *L'unité par la diversité? A propos d'un ouvrage récent*, in: NRT 109 (1987) 877.

¹¹ Dahmane Belaïd, *Lettre au Supérieur du Monastère d'Aiguebelle*, 17. November 1997.

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach